

Geistliche im Dilemma
Den Kirchen vor Ort fehlt die Kraft, um Einfluss zu nehmen in der Ukraine-Krise. **HINTERGRUND 3**

Die Armut bleibt
Die Kirchen bedauern das Ende der Basishilfe und finanzieren einen geordneten Abschluss. **REGION 4**



Foto: Mayk Wendt

Unterwegs nach Hause
Der Heimweg lässt Angestautes abfliessen und zeigt Vertrautes in einem neuen Licht. **DOSSIER 5–8**

Kirchengemeinden
Infos aus Ihrer Kirchengemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 5/März 2022
www.reformiert.info

Post CH AG

Die Kirche probiert neue Ritualformen aus

Kasualien Zunehmend haben Menschen den Wunsch, Lebensübergänge nicht in explizit kirchlichem Rahmen zu zelebrieren. Die Reformierte Kirche Aargau kommt diesem Bedürfnis entgegen.

Jahrhundertlang waren Pfarrerinnen und Pfarrer in Christengemeinschaften die wichtigsten Personen, wenn es darum ging, Übergänge im Leben wie Geburt, Heirat und Tod mit Ritualen zu begleiten. Die Nachfrage nach ihren Diensten ist allerdings massiv gesunken. Fanden zum Beispiel im Jahr 2000 noch 19 048 evangelisch-reformierte Taufgeiern statt, waren es 2021 nur noch 6326. Bei den Bestattungen sank die Zahl von 29 172 auf 21 351. Wer heute einen Ritualbegleiter wünscht, sucht oft jemanden, in dessen Sprache der Begriff «Gott» nicht vorkommt. Mit dem kirchlichen Vokabular können viele nichts mehr anfangen – darunter manche Kirchenmitglieder.

Die Reformierte Kirche Aargau möchte nicht mehr tatenlos zusehen. Ab März bieten auf der Website Leben-feiern.ch Pfarrerinnen und Pfarrer kirchliche Handlungen an, dazu aber auch frei gestaltete Rituale: beispielsweise für den Abschied von einem Tier oder für eine Scheidung. Eine kirchliche Sprache müssen sie nicht anwenden, aber alle sind sie verpflichtet, einen Segen zu spenden.

Dem Segen verpflichtet

Die Plattform geht auf die Initiative von Monika Thut, Pfarrerin und Mitarbeiterin der Fachstelle Kirchlicher Religionsunterricht, zurück. Sie führt öfter Rituale ausserhalb des klassischen Rahmens durch, hat zum Beispiel eine Urne bei den Angehörigen daheim platziert oder ein Haus gesegnet. Zuweilen nimmt sie dabei den Begriff «Gott» kein einziges Mal in den Mund. Sie sagt: «Mit Ritualen gebe ich Ausdrucksmöglichkeiten für tiefe Gefühle, Sehnsüchte und Dankbarkeiten. Dabei möchte ich keine Irritationen auslösen, folglich passe ich meine Sprache den Bedürfnissen an.» Sie findet nicht, dass sie ihre Rolle als Pfarrerin damit verleugnet. «Meine Hauptaufgabe sehe ich in der Seelsorge, nicht in der Verkündigung.»



Foto: Gettyimages

Rituale mit keltischen oder naturmystischen Elementen stossen bei vielen Menschen auf Anklang.

Als Thut sich überlegte, auf einer eigenen Website Rituale anzubieten, wollte sie wissen, was die Landeskirche davon hält. Dort stiess ihr Anliegen auf offene Ohren. «Die freiere Gestaltung von Ritualen ist für einige Pfarrerinnen und Pfarrer ein Thema», erklärt Frank Worbs, Kommunikationsleiter der Reformierten Kirche Aargau.

Auf besagter Website präsentieren sich nun 15 von ihnen. Alle unterschrieben eine Vereinbarung, die festhält, dass sie wählbare Pfarrer sind, nicht missionieren und eine moderne Sprache anwenden. Im

Grundsatz können alle Aargauer Pfarrer ihre Ritualdienste auf der Website anbieten. Für Mitglieder der Reformierten Kirche Aargau sind ihre Dienste gratis, alle anderen bezahlen einen Beitrag, der gemäss Worbs mit den Ansätzen auf dem freien Markt vergleichbar ist. «Dieses Angebot ist für die Kirche ein Novum», sagt er, «aber wir machen nichts, was der christlichen Weltanschauung widerspricht.»

Schön und schwierig

Andrea Marco Bianca begrüsst die neue Plattform als einen Versuch, näher an die Bedürfnisse von Menschen heranzutreten. Der Zürcher Kirchenrat ist Fachperson für Rituale und hat soeben die Broschüre «Kirchliche Handlungen – nahe bei den Menschen» mit herausgegeben. Seiner Meinung nach müsste aber jede Pfarrperson auf einer solchen Website stehen. «Grundsätzlich sollten alle Pfarrpersonen auf die Bedürfnisse ihres Gegenübers eingehen und ein entsprechendes Ritual gestalten können.»

Nach seiner Erfahrung glaubten viele Menschen, die sich ein Ritual wünschten, an eine Form von höherer Macht, aber nicht in biblischer Sprache. Diesen Glauben zu entdecken und in passenden Worten auszudrücken, sei für Pfarrpersonen

«Wir machen nichts, was der christlichen Weltanschauung widerspricht.»

Frank Worbs
Kommunikationsleiter

die schönste und auch schwierigste Aufgabe. Hinter einen Punkt des Aargauer Angebots setzt Theologe Bianca ein Fragezeichen: die Pflicht, einen Segen auszusprechen. «In einem Ritual schaffen Pfarrer sowie eine Verbindung zum Transzendenten. Deshalb könnte man den Segen auch gleich weglassen.» Sich auf einen einzigen biblischen Begriff festzulegen, dünkt ihn oberflächlich. Dennoch ist er überzeugt: «Die Plattform ist ein wichtiger Anstoss, die aktuelle Situation nicht länger hinzunehmen, sondern neu zu denken.» Anouk Holthuizen

Kommentar

Menschen dienen, ohne sich zu verbiegen

Statt den Traditionsabbruch zu beklagen und in Lethargie zu verfallen, stellt sich die Aargauer Landeskirche auf dem Markt der Rituale der säkularen und patchworkreligiösen Konkurrenz. Damit sendet sie ein Signal über die Kantons Grenzen hinaus, das ihr hoch anzurechnen ist. Will die Kirche ihren Anspruch einlösen, nahe bei den Menschen zu sein, muss sie bereit sein, ihre Rituale und Sprache zu hinterfragen. Freilich ist sie dennoch keine beliebige Ritualagentur. Die reformierte Kirche steht auf dem Boden der christlichen Kirchengemeinschaft und der evangelischen Theologie. Kappt sie ihre Wurzeln, verliert sie Halt und Glaubwürdigkeit. Dieser Gefahr ist sich die Aargauer Kirche bewusst. Das Segensobligatorium, das sie ihren Pfarrerinnen und Pfarrern vorschreibt, ist jedoch ein hilfloser Versuch, Bruchstücke der reformierten Liturgie in die Zeit der individualisierten Spiritualität zu retten.

Die Schatztruhe öffnen

Wichtiger als starre Vorgaben ist die Frage, wo das Wunschkonzert aufhört. So mag der Einbruch bei der Anzahl Taufen in den letzten Jahren noch so dramatisch sein, die Taufe bleibt ein Sakrament, das die Zugehörigkeit des Kindes zur Kirche Jesu Christi bezeugt. Ein von einer Pfarrerin gestaltetes Ritual zur Geburt eines Kindes kann eine Alternative sein, nicht aber ein Ersatz.

«Du hast meine Füsse auf weiten Raum gestellt» (Ps 31,9). Der beliebte Taufspruch gilt auch für die Kirche selbst. Eine Kirche, die im Evangelium verankert ist, lässt getrost unterschiedliche Formen zu, weil sie weiss, dass der Inhalt entscheidend ist. Und sie darf darauf vertrauen, dass Gott präsent ist, selbst wenn er nicht explizit angesprochen wird. In einem Umfeld, in dem sich religiöse Traditionen zusehends verflüchtigen und vermischen, gelingt es der Kirche so vielleicht sogar, dass Menschen biblische Texte und Geschichten, in denen Gott viele Namen hat, neu entdecken.

Plattform für Rituale auch in Bern

Auch eine Gruppe Stadtberner Pfarrerinnen und Pfarrer lanciert im März eine Ritualagentur. Die Internetplattform soll nicht in erster Linie eine breitere Palette von Ritualen anbieten, sondern vor allem helfen, eine Pfarrperson für die Taufe, Heirat oder Beerdigung zu finden. «Wer unsere Dienste wünscht, weiss oft nicht, wohin er sich wenden muss», sagt Mitinitiant Christian Walti. «Die Websites der Kirchengemeinden bieten zu wenig Orientierung.» Mitglieder der Kirche wüssten oft nicht mal, dass sie diese gratis nutzen dürfen. Rund die Hälfte seiner Klienten kämen zudem aus anderen Kirchengemeinden, was er jeweils unbürokratisch bearbeite. Die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn begrüssen die Gründung eines Vereins, eine Plattform im Namen der Landeskirche lehnen sie aber ab, weil die Kirchenordnung immer noch vorsieht, dass Mitglieder ihre Dienste dort nutzen, wo sie wohnen.



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich

Neuer Leiter für die Notfallseelsorge

Ökumene Stefan Keilwerth (51) leitet neu die Zürcher Notfallseelsorge, die von der reformierten und der katholischen Kirche finanziert wird. Der ausgebildete Polizist war zuletzt Pfarrer in Basel-Landschaft. An der Spitze der Notfallseelsorge ersetzt er Roger Müller. fmr

Äthiopien leidet unter einer schweren Dürre

Nothilfe Zwei Katastrophen gleichzeitig suchen zurzeit das südliche Äthiopien heim. Die grösste Dürre seit 30 Jahren und eine Heuschreckenplage führen zu Engpässen in der Trinkwasserversorgung und zu massiven Ernteausfällen. Die Weideflächen für die Tiere schrumpfen, bereits sind in der Region Borna 100 000 Nutztiere verendet. Das evangelische Hilfswerk Heks leistet nun Nothilfe im Umfang von einer halben Million Franken und ruft zu Spenden für Äthiopien auf. fmr

Hintergründe: reformiert.info/aethiopien

Starker Anstieg der Asylgesuche

Migration Die Zahl der Asylgesuche ist 2021 im Vergleich zum Vorjahr stark angestiegen. Das Staatssekretariat für Migration führt das Plus von 3887 Gesuchen primär auf die im Verlauf der Corona-Pandemie gelockerten Reisebeschränkungen zurück. 3079 Flüchtlinge, die um Asyl in der Schweiz baten, kamen aus Afghanistan. Weitere wichtige Herkunftsländer waren die Türkei, Eritrea und Syrien. Die Anerkennungsquote lag im vergangenen Jahr bei 37 Prozent. fmr

Kirche kritisiert die restriktive Vergabe von humanitären Visa: reformiert.info/visum

EKD offen für staatliche Kommission

Missbrauch Annette Kurschus ist für die Einberufung einer staatlichen Kommission, die Fälle von sexuellem Missbrauch in den Kirchen in Deutschland untersucht. Jede Unterstützung, sexualisierte Gewalt lückenlos aufzuarbeiten, sei zu begrüssen, sagte die Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der «Augsburger Allgemeinen». Allerdings könne das Gremium die kircheninterne Aufarbeitung der Verbrechen nur ergänzen und nicht ersetzen. fmr

Auch das noch

Der Duden muss sich selbst korrigieren

Sprache Wegen der Erinnerung an den nationalsozialistischen Sprachgebrauch werde das Wort «Jude» gelegentlich als diskriminierend empfunden, schrieb der Online-Duden und empfahl als Alternativen «jüdische Menschen, jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger oder Menschen jüdischen Glaubens». Damit ernteten die Wächter über die deutsche Sprache Kritik. «Einfach nur JUDEN. Danke!», twitterte etwa der Zentralrat der Juden in Deutschland. Der Duden hat den umstrittenen Text nun wieder gelöscht. fmr

Anstrampeln gegen die Untätigkeit

Diakonie Auch im Chrischtehüsi im Kreis 4 ist die infolge der Pandemie gestiegene Armut spürbar. Leiter Emmanuel Parvaresh will helfen und hat sich ein Fitnessprogramm ausgedacht.



«Nimmt richtig Fahrt auf»: Emmanuel Parvaresh (rechts). Foto: Martin Guggisberg

Patrizia ist gerade dabei, einen alten Drucker in seine Einzelteile zu zerlegen. Das Sortieren von Schrott gehört genauso zu ihren Aufgaben wie neuerdings das Reparieren von Fahrrädern. Fünf Velos stehen auf dem Innenhof vor ihr. Zusammen mit Daniel und Mauro wird sie diese heute fahrtauglich machen. «Bei diesem fehlt nur ein Pneu», sagt sie und zeigt auf ein rotes Exemplar, das in der Sonne glänzt.

Seit 30 Jahren gibt es das Chrischtehüsi im Zürcher Kreis 4. Drogenkranken und Alkoholsüchtigen, Obdachlosen und Asylsuchenden wird hier auf unbürokratische Art geholfen. Ihnen wird ein kostenloses Mittagessen gekocht. Zudem erhalten sie die Möglichkeit zu duschen. Die Gäste können sich die Haare schneiden lassen oder einfach ein bisschen ausruhen. «Jetzt sind wir auch eine Velobörse», sagt Emmanuel Parvaresh, der das Haus leitet, und lacht.

Für Körper und Geist

Die Idee für das neue Projekt entstand vor gut einem Jahr. Velofahren ist gesund und hält fit. Viele der Gäste, wie Parvaresh die Randständigen liebevoll nennt, haben keine Arbeit, essen ungesund, sitzen viel rum. «Sie wollen wir motivieren etwas für Körper und Geist zu tun.»

Im letzten Frühling wuchsen die drei eingangs erwähnten, tüchtigen Freiwilligen zum Team zusammen. Sie nehmen die gespendeten Velos entgegen, flicken und warten sie, besorgen bei Bedarf auch Ersatzteile. Für jedes Fahrrad überlegt sich Parvaresh mit seinem Team einen passenden Empfänger. Häufig seien die Beschenkten Flüchtlinge, die in ihrer Heimat noch nie auf einem Velosattel gesessen seien und das Fahren zuerst lernen müssten.

Harte Arbeit, wenig Geld

60 bis 80 bedürftige Menschen suchen täglich das Haus an der Cramerstrasse 11 auf. An diesem Vormittag herrscht in den Räumen bereits viel Betrieb. Giuseppe wärmt sich bei einer Tasse Kaffee auf und lässt sich gern auf ein Gespräch ein. Am frühen Morgen sei er als selbstständige Reinigungskraft im Einsatz gewesen. Er arbeite hart, nehme jeden Job an, den er bekomme, doch das Geld reiche nicht zum Leben.

Wie ihm geht es vielen. «Die Armut in Zürich hat mit der Pande-

mie massiv zugenommen», bestätigt Parvaresh. Auch immer mehr Familien seien betroffen, die man mit Essen und Kleidern – und wenn möglich mit Velos – versorge.

Auf der Suche nach Platz

Gegründet wurde das Chrischtehüsi 1991 von Parvareshs Frau Hanna Glauser. In jener Zeit waren es ausschliesslich Drogensüchtige, welche von der christlichen Einrichtung profitierten. Ein mittlerweile verstorbener Junkie gab dem Haus seinen Namen, weil er die Christen und ihren Einsatz auf dem Platzspitz schätzte. Heute suchen neben Suchtkranken vor allem Flüchtlin-

«Ich will sie motivieren, in die Pedale zu treten und etwas für Körper und Geist zu tun.»

Emmanuel Parvaresh
Leiter Chrischtehüsi

ge Unterstützung. Wie die beiden Frauen aus dem Iran, die gerade Gemüse für einen Eintopf rüsten. Beide sind abgewiesene Asylsuchende und müssen mit nur acht Franken pro Tag über die Runden kommen.

Das in den Räumen der Adventgemeinde eingemietete Chrischtehüsi lebt einzig von Spenden und Gaben. «Wir brauchen dringend mehr Platz», sagt Parvaresh. Dabei hat er auch leer stehende Liegenschaften der reformierten Landeskirche im Visier. Seine Vision: Obdachlose und bedürftige Familien unterzubringen, ihnen eine würdige Existenz zu ermöglichen.

Und auch das neue Veloprojekt braucht Platz. Denn jeden Tag kommen neue Fahrräder dazu, die untergestellt werden müssen. «Unsere Idee hat sich herumgesprochen», sagt Parvaresh. Sie nehme nun richtig Fahrt auf. Sandra Hohendahl-Tesch

Muslimische Seelsorge hat sich bewährt

Asylwesen Der Bund verlängert ein Pilotprojekt in den Bundesasylzentren. Unklar ist jedoch, wer die muslimische Seelsorge langfristig bezahlt.

Seit einem Jahr sind sie im Auftrag des Staatssekretariats für Migration (SEM) unterwegs: fünf muslimische Seelsorgende, die sich in den Bundesasylzentren der Regionen Zürich, Westschweiz und Ostschweiz um Migrantinnen und Migranten kümmern. Jüngst liess das SEM dieses Pilotprojekt von der Universität Freiburg evaluieren.

Die Forscher kamen zu einem positiven Schluss. Das Angebot werde nachgefragt und trage auch zur Deeskalation in den Zentren bei. Konflikte in den Unterkünften waren mit ein Grund, warum der Bund das Projekt aufgenommen hatte.

Nach einem ersten Pilotprojekt im Kanton Zürich bis 2017 war der Bund ausgestiegen, die reformierte und die katholische Kirche im Kan-

ton sprangen vorübergehend finanziell ein. Die Landeskirchen sind seit Jahrzehnten mit Seelsorgenden in den Zentren präsent. Knapp 10 Prozent der Bewohner sind Christen, über 80 Prozent Muslime.

Traumatisierende Flucht

Die muslimischen Kolleginnen und Kollegen seien eine Bereicherung, sagt Arnold Steiner, reformierter Seelsorger im Bundesasylzentrum Zürich. Etwa wenn Trauergespräche geführt oder Totengebete gesprochen werden müssen.

«Viele Themen kann ich als reformierter Pfarrer abdecken, ohne die muslimischen Kollegen jedoch stiesse ich immer wieder an Grenzen», sagt Steiner. Auch zur Identifikation und als Beispiel für gelungene

Integration helfe ihre Präsenz, sagt Seelsorgerin Belkis Osman-Besler. Die Gespräche drückten Wertschätzung aus, die Flüchtlinge fühlten sich wahrgenommen.

Im Team aus zwei muslimischen und zwei christlichen Seelsorgern im Zürcher Bundesasylzentrum ist Osman-Besler die einzige Frau. Auch unter den Bewohnern sind Frauen in der Minderheit. «Aber die dort untergekommenen Frauen haben teils traumatische Erfahrungen auf der Flucht gemacht», sagt Osman-Besler, etwa Vergewaltigungen oder Misshandlungen erfahren. Nicht immer reichen Seelsorgegespräche al-

lein aus, zuweilen empfiehlt Osman-Besler auch einen Psychologen.

Die Zusammenarbeit im interreligiösen Team funktioniert gut, wie die Seelsorgenden berichten. Die Teammitglieder wechseln sich mit ihrer Präsenz ab, die Gespräche vermittelt oft Gesundheitspersonal.

Zürcher Weg als Blaupause

Das SEM hat das Projekt nun um ein Jahr verlängert und baut es gleichzeitig aus. Doch wie es langfristig weitergeht, ist unklar. Neben der Finanzierung bleibt auch die Frage nach dem Anstellungsverhältnis zu klären. Die Studie führt an, dass die muslimischen Seelsorgerinnen und Seelsorger durch staatliche Anstellung als weniger neutral wahrgenommen werden könnten.

Im Kanton Zürich sind die Seelsorgenden an die Fachstelle für Qualitätssicherung der muslimischen Seelsorge angebunden. Sie unterstützt bei Fragen und bietet Weiterbildung. Das Modell könnte laut Studie in anderen Kantonen Schule machen. Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) wie auch Belkis Osman-Besler begrüssen den Vorschlag. Cornelia Krause

«Ohne muslimische Kolleginnen und Kollegen stiesse ich als Seelsorger immer wieder an Grenzen.»

Arnold Steiner
Reformierter Pfarrer



Ein ukrainischer Soldat an der Grenze zur separatistischen Region Donezk.

Foto: Reuters

Der Opportunist droht in ein Abenteuer zu schlittern

Politik Gegen einen Krieg in der Ukraine helfen nur Drohkulisse und Gespräche, sagt Russland-Kenner Jeronim Perović. Den Kirchen fehlt laut Orthodoxie-Experte Stefan Kube die friedensstiftende Kraft.

Die russisch-orthodoxe Kirche übt den Spagat. Ihre Nähe zum Kreml verbietet ihr, die Politik des Präsidenten Wladimir Putin zu kritisieren, der mit einem Angriff auf die Ukraine droht. Gleichzeitig läuft sie Gefahr, im «Bruderstaat» Gläubige zu verlieren, wenn sie sich nicht von Putins Powerplay distanzieren. «Auch viele moskautreue Orthodoxe, die in der Ukraine leben, wollen mit dem Kreml nichts mehr zu tun haben», erklärt Stefan Kube, der das ökumenische Institut G2W leitet.

Seit der russischen Invasion auf der Halbinsel Krim 2014 tritt der Moskauer Patriarch Kyrill diplomatischer auf. Das hegemoniale Konzept der «russischen Welt», wie es Putin postuliert, erwähne er kaum

noch, sagt Kube. Auch die orthodoxe Leitungsstruktur blieb unverändert, auf kirchlicher Ebene gehört die Krim weiterhin zur Ukraine.

Krim-Plan ging nicht auf

Ob der Patriarch allerdings Putins Kriegskurs bremsen kann, ist mehr als fraglich. Eigentlich sei der russische Präsident ja ein Opportunist und kein Abenteurer, sagt Jeronim Perović, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich. «Im Kaukasus, in Belarus, Syrien oder Venezuela nutzte er jeweils die Gunst der Stunde, um den russischen Einfluss auszuweiten.»

Allein nach dem Angriff auf die Krim ging die Rechnung nicht auf. Putin hatte gehofft, dass der Krieg

Russisch-orthodoxe Provokation in Afrika

Von einer «illegalen, bösen, verwerflichen Entscheidung» spricht Metropolit Epifani von Kiew, Oberhaupt der Orthodoxen Kirche der Ukraine (OKU). Der in der russisch-orthodoxen Kirche für Aussenbeziehungen zuständige Metropolit Ilarion entgegnet: Seine Kirche reagiere nur auf die Bitten von Gläubigen, die nach der «irrsinnigen Einmischung des Patriarchen von Konstantinopel» nichts mit dem Schisma zu tun haben wollten.

Das Duell illustriert den Konflikt in der Orthodoxie. Vom damaligen Staatspräsidenten Petro Poroschenko unter-

stützt, erhielt die OKU 2019 vom ökumenischen Patriarchen Bartholomaios von Konstantinopel die Autokephalie verliehen und versteht sich nun als eigenständiges Mitglied der orthodoxen Kirchenfamilie. Moskau kritisiert die Anerkennung als Kirchenspaltung und brach die eucharistische Gemeinschaft mit Alexandria ab, nachdem der griechisch-orthodoxe Patriarch Theodoros mit Epifani eine Messe gefeiert hatte. Nach einer Eucharistie des Duos gründete Moskau in Afrika ein Exarchat mit eigenen Gemeinden. «Eine weitere deutliche Eskalation», sagt Stefan Kube von G2W. Denn eigentlich hatte sich die Orthodoxie auf die Aufteilung der Weltkarte geeinigt.

«Auch viele moskautreue Orthodoxe in der Ukraine wollen mit dem Kreml nichts mehr zu tun haben.»

Stefan Kube
Leiter Institut G2W

im Donbass die Regierung in Kiew ins Wanken bringe. Stattdessen jedoch schlossen sich die Reihen, die Ukraine blieb westlich orientiert.

Obwohl Russland einen hohen Preis zahlen würde, schliesst Perović einen Krieg nicht aus. Aus Angst vor dem Gesichtsverlust drohe der Opportunist seine Armee in ein blutiges Abenteuer zu führen. «Ohne Zugeständnis wird Putin die Truppen kaum abziehen, weil die wiederholten Aufmärsche so als leere Drohkulisse entlarvt würden.»

Gefangen in der Politik

Um den Krieg zu verhindern, muss für Putin eine Brücke gebaut werden. Perović rät, die Gespräche über die abtrünnigen und von Moskau unterstützten Provinzen Donezk und Lugansk wieder aufzunehmen.

Der Russland-Kenner warnt aber davor, der Ukraine die Neutralität aufzuzwingen: «Damit würden ihre Souveränitätsrechte verletzt, und der Westen wäre vor Russland eingeknickt.» Und Putin wüsste, dass er über die Bündnispolitik der Nato bestimmen kann, wenn er nur genügend Soldaten in Stellung bringt.

«Nur Diplomatie kann den Krieg verhindern», sagt Perović. Es gehe darum, Zeit zu gewinnen. Und der Entscheid der USA, die Truppen in Osteuropa zu verstärken, sei wichtig. «Diese Sprache versteht Putin.»

Dass die Kirchen einen Beitrag zum Frieden zu leisten vermögen, bezweifelt Kube. Um sich zu einem gemeinsamen Appell durchzurufen, seien die Gräben zu tief. Also betonen die polnischen und ukrainischen Katholiken in ihrer Warnung vor dem Krieg ihre Solidarität mit der Ukraine. Und das Moskauer Patriarchat verurteilt den Krieg, ohne das Narrativ des Kreml, dass die Nato Russland bedrohlich einkreise, zu hinterfragen. Felix Reich

Saubere Energie für arme Regionen

Umwelt Ein Projekt in Kolumbien fördert lokale Energieproduktion. Ganz im Sinn der aktuellen Fastenkampagne zur Klimagerechtigkeit.

Temperaturen über 47 Grad, dazu halb so lange Regenzeiten wie vormals: In der kolumbianischen Gemeinde Natagaima zeigt sich der Klimawandel überdeutlich. Nun soll die dortige Bevölkerung in eigener Verantwortung erneuerbare Energie produzieren, für Wasserpumpen, Kühlanlagen, Brutschränke und Viehzäune. Das Hilfswerk Fastenaktion (ehemals Fastenopfer) koordiniert das Projekt.

Im Kampf gegen den Klimawandel Strom produzieren statt Strom sparen? Für die Verantwortlichen

geht das auf. «Damit ein Leben in Würde für alle möglich ist, braucht es gerade für die Ärmsten Zugang zu sauberer Energie», sagt Stefan Salzmann, bei Fastenaktion für Klima- und Energiepolitik zuständig. Um den Energieverbrauch zu senken und nachhaltiger zu wirtschaften, müsse aber zugleich bei den Lebensmodellen im reichen Welt Norden angesetzt werden.

Ein Mittel gegen Armut Klimagerechtigkeit: So lautet das Schlagwort. Sie steht im Zentrum

der aktuellen ökumenischen Kampagne der Hilfswerke Heks und Fastenaktion. Für schlechtergestellte Menschen in der Region von Natagaima bringe das 2020 gestartete Projekt «Erneuerbare Energiesysteme» viel, ist Salzmann überzeugt.

Bisher sei die Stromversorgung unzuverlässig gewesen – nun wird der Strom mittels Fotovoltaik erzeugt. Letztlich kann damit die lokale Wirtschaft gestärkt werden, was auch neue Arbeitsplätze bringt. Die Menschen vor Ort wurden von Anfang an einbezogen. Sie sind über die Funktionsweise der Anlagen im Bild und werden für den selbstständigen Unterhalt ausgebildet. Auch brächten sie ihre Bedürfnisse ein, diese seien massgebend, erklärt Stefan Salzmann.

Die Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden gestaltet sich nicht immer einfach. Damit beauftragt wurden bewusst lokale Projektpartner. «Wenn es gelingt, politische Ver-

änderungen zu erreichen, entfalten unsere Projekte auch eine Breitenwirkung», sagt Salzmann.

Wichtig für die Hilfswerke

Diese sogenannte Energieinklusion leistet direkt einen Beitrag an mehrere Ziele für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen. Eines

«Noch immer wird zu viel in Projekte investiert, die Zerstörung und Unterdrückung in Kauf nehmen.»

Stefan Salzmann
Fastenaktion

ist zum Beispiel «Armutreduktion», ein weiteres «bezahlbare und saubere Energie». «Wir zeigen mit dem Projekt, dass Zugang zu Energie aus nachhaltigen Quellen möglich ist, ohne dass es sich negativ auf die lokalen Gemeinschaften auswirkt», führt Stefan Salzmann aus. Solche Projektbeispiele seien für Fastenaktion und Heks überaus wichtig: «Sie machen unsere politische Arbeit erfolgreicher.»

Zugleich räumt er ein: «Das sind nur kleine Schritte, die im Kampf gegen die Klimaerwärmung allein nicht reichen.» Zudem werden global noch viel mehr finanzielle Mittel eingesetzt für Projekte, die zwar erneuerbare Energie produzieren, aber Umweltzerstörung oder die Unterdrückung der lokalen Bevölkerung in Kauf nehmen. Und dennoch zeigen Beispiele wie jenes von Natagaima: Erneuerbare Energie und lokale Bedürfnisse lassen sich unter ein Dach bringen. Marius Schären

Die Zürcher Reformation auf die Wurst gebracht

Geschichte Luther verfasste Thesen, Zwingli sah zu, wie eine Wurst verspeist wurde, und verteidigte später den Fastenbruch. Vor genau 500 Jahren wurden die Rauchwurstscheiben serviert wie Hostien.

Fleischkonsum in der Fastenzeit war in Zürich lange ein unumstössliches Tabu. Am 9. März 1522 wurde das Tabu öffentlichkeitswirksam gebrochen. Damals setzten sich die Gesellen der Druckerei Froschauer mitsamt ihrem Patron, zwei Priestern und einigen Handwerkern an den Tisch. Der Legende nach sollen es zwölf gewesen sein, also fast eine Szenerie wie beim Abendmahl.

Die Gemahlin des Hausherrn servierte zwei kleine Rauchwürste in dünnen Scheiben wie Hostien. Ein teilnehmender Beobachter beäugte das Ganze und widerstand seiner Lust auf Fleisch: Huldrych Zwingli.

Natürlich ging es um mehr als um die Wurst. Im Mittelpunkt, erklärt Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist, stand «die Freiheit des Christenmenschen», wie es der Reformator in einer Predigt formulierte. In seiner Schrift von der «Freiheit der Speisen» entwickelte Zwingli den reformatorischen Leitgedanken: «Keine kirchliche Macht darf den Menschen die Freiheit vorenthalten, die ihnen von Gott zugesprochen ist.»

Inspirierte Handwerker

Neben den Druckern und den Priestern sass auch Handwerker am Tisch. Sie hatten schon zuvor begierig die Botschaft des Leutpriesters Zwingli aufgenommen: Jede kirchliche Autorität sei zu hinterfragen, wenn sie nicht in der Heiligen Schrift verankert sei.

Wie Zwingli im Chor des Grossmünsters mit Theologen die Bibel übersetzte, fanden die Laien um den Buchhändler Castelberger zusammen, um die Heilige Schrift zu interpretieren. Da war der Schuhmacher Klaus Hottinger, der Schneider Lorenz Hochrütiner oder der Bäcker Heinrich Aberli: allesamt lesekundig, allesamt beteiligt an Predigtstörungen und allesamt beseelt von der Idee, die Maxima «Nur die Schrift – sola scriptura» schnell in die kirchliche Praxis umzusetzen.

Insbesondere mit einer Provokation schrieben sich Zwinglis radikale Freunde in die Reformationsgeschichte ein: Im September 1523 nach einer Predigt im St. Peter von Leo Jud über die Bildgötzen griffen



Anschauen reicht: Zwingli ass zwar keine Wurst, rechtfertigte auf der Kanzel aber die Fastenbrecher. Foto: Pia Grimbühler

Klaus Hottinger und Lorenz Hochrütiner zur Axt und legten das Wegkreuz in Stadelhofen um.

«Und 1522 hatten sie noch alle gemeinsam an einem Tisch gegessen», sagt Jürg Wildermuth. Der Pfarrer von Oberwinterthur befasst sich schon lange mit der Geschichte der Zürcher Täufer. Für ihn veranschaulicht das Wurstessen die gemeinsamen Wurzeln des religiösen Aufbruchs. Deshalb spricht Wildermuth von einer «Zwillingsreformation».

Lange wurden die gemeinsamen Wurzeln geleugnet, die Täufer von

Das Miteinander der Gegenwart feiern

Die Fastenregeln wurden 1522 verletzt. Der Tabubruch läutete die Trennung der Konfessionen ein. Ein Festgottesdienst mit katholischen, reformierten und mennonitischen Geistlichen demonstriert das ökumenische Miteinander in der Gegenwart. Kirchenratspräsident Michel Müller und Generalvikar Luis Varandas gestalten als oberste Repräsentanten der refor-

mierten und katholischen Kirche im Kanton Zürich die Feier mit. An einer Tagung des Vereins «Reformiert bewegt» wird in zwölf Ateliers über Konfessionsgrenzen hinweg über Kirche und Politik, Schöpfungsspiritualität oder die Ökumene debattiert.

– Tagung. 5. März, 9 Uhr, Theologisches Seminar und Wasserkirche, Zürich, Anmeldung: www.reformiertbewegt.ch
– Festgottesdienst. 6. März, 10 Uhr, Grossmünster, Zürich

reformierter Seite oft als hitzköpfige Schwärmer verunglimpft.

Im September 2004 kam es dann zur erinnerungspolitischen Wende beim Versöhnungstag mit rund 300 Mennoniten aus Europa und den USA, Nachfahren der Täufer.

Verfolgung der Gefährten

Der damalige Kirchenratspräsident Ruedi Reich (1945–2012) bekannte sich im Namen seiner Kirche zur «historischen Schuld» an der Täuferverfolgung. Aus heutiger Sicht sei sie «ein Verrat am Evangelium» gewesen. Die Reformierten seien dankbar für die Gemeinschaft mit den Mennoniten. «Gemeinsam wollen wir uns mitten in einer Welt der Gewalt für Frieden, Versöhnung und Gerechtigkeit einsetzen.»

An diese Gedenkkultur will nun Wildermuth anknüpfen und hat dabei in Sigrist einen Bündnispartner

«Schafft das Auseinanderbrechen einer Konfession nicht auch Neues?»

Jürg Bräker
Konferenz der Mennoniten Schweiz

gefunden. Das gemeinsame Wurstessen als ökumenisches Symbol soll als Zeichen für Glaubensfreiheit mit einem Festgottesdienst im Grossmünster begangen werden. Reformierte, Katholiken und Mennoniten setzen damit ein Signal für eine Gesellschaft, in welcher der religiöse Pluralismus eine Selbstverständlichkeit ist. Eine Tagung mit dem Titel «Ein Fasten, wie ich es liebe – warum uns die Kirche nicht wurst ist» sucht das Gespräch über die Konfessionsgrenzen hinweg.

Mit dabei ist Jürg Bräker. Er ist Generalsekretär der Konferenz der Mennoniten in der Schweiz. Dass nun das Miteinander der Christen unter dem ökumenischen Schlagwort «Versöhnter Verschiedenheit» steht, gefällt Bräker. Im historischen Rückblick fragt er: «Öffnet sich denn nicht auch etwas Neues, wenn eine Glaubensbewegung auseinanderbricht und zu verschiedenen Bibelauslegungen kommt?»

Daran knüpft auch Sigrist an, wenn er sagt, bis heute sei es eine Herausforderung, die Tatsache anzuerkennen, dass «religiöses Empfinden subjektiv ist». Delf Bucher

Kirchen bedauern das Ende der Basishilfe

Diakonie Reformierte und katholische Kirche bezahlen den Ausstieg aus der Basishilfe. Das Armutsproblem dahinter bleibt freilich ungelöst.

Mit der Basishilfe wollte der Zürcher Stadtrat in der Stadt wohnhafte Papierlose und Menschen, die aus Angst um ihren Aufenthaltsstatus keine Sozialhilfe beziehen, finanziell unterstützen. Der Bezirksrat hiess eine Einsprache gegen das Pilotprojekt gut. Der Stadtrat verschlief danach die Rekursfrist, um den Entscheid anzufechten.

Die reformierte Kirchgemeinde Zürich hatte mit der katholischen Kirche insgesamt 200 000 Franken bewilligt, damit die Betroffenen Bei-

träge erhalten, während die Stadt den Weg durch die Rekursinstanzen geht. Weil der Entscheid des Bezirksrats nun schon rechtskräftig ist, fehlte ihnen die Grundlage, um weiter Basishilfe auszus zahlen.

Staat in der Verantwortung

In einer gemeinsamen Mitteilung bedauern die Hilfswerke, die von der Stadt mit der Auszahlung der Hilfe betraut worden waren, sowie die Kirchen das Ende des Pilotversuchs: Die Notwendigkeit des An-

gebots bleibe bestehen. Allerdings sei es Aufgabe des Staates, die Existenzsicherung von Armutsbetroffenen zu gewährleisten, ergänzt die Zürcher Kirchenpflegerin Claudia Bretscher auf Anfrage. «Die Kirche kann lediglich Nothilfe leisten.»

Gestützt auf die Rahmenbedingungen sei der Entscheid der Kirchen folgerichtig, sagt auch Beatrice Bänninger von Solidara Zürich, welche die Hilfe an Sexarbeitende ausbezahlt. Und es sei schön, dass die Kirchen «ökumenisch einen geordneten Ausstieg ermöglichen».

Die Beiträge der Kirchen reichen voraussichtlich noch für zehn Wochen. «Mit der Basishilfe wurde ein wichtiges Thema auf politischer Ebene zerrieben», sagt Bänninger. Dass sie nun definitiv gescheitert sei, mache «traurig und hilflos».

Auch Bretscher betont, dass die Not, auf die der Stadtrat reagieren wollte, nicht verschwinde. Denn un-

abhängig von der Pandemie habe die Verknüpfung von Sozialhilfe und Aufenthaltsstatus «problematische Auswirkungen».

Seit dem Entscheid des Bezirksrats vom 9. Dezember wurden bis Ende Januar 56 000 Franken ausbezahlt. Hinzu kommen Beratungen durch die Organisationen Solidara, Rotes Kreuz, Caritas und Sans-Pa-

«Mit der Basishilfe wurde ein wichtiges Thema auf politischer Ebene zerrieben. Das macht traurig und hilflos.»

Beatrice Bänninger
Solidara Zürich

piers-Anlaufstelle von 13 500 Franken. Die Beratung sei wichtig, weil die Betroffenen in die wirtschaftliche Selbstständigkeit zurückgeführt werden sollen, sagt Bretscher.

Unbürokratisch und nötig

Weiterhin unterstützt die Kirchgemeinde zudem Menschen, die infolge der Pandemie in wirtschaftliche Nöte geraten sind, mit dem Coronabatzen. Eine Million Franken wurde dafür aus einem Fonds zur Verfügung gestellt. Bis jetzt wurden rund 300 000 Franken ausbezahlt.

Nötig hatten den Zuschuss von maximal 3200 Franken insbesondere Menschen, die im Gastgewerbe, in der Reinigung oder im Sexgewerbe arbeiten. Mit der unbürokratischen Hilfe habe die Kirche dazu beigetragen, dass die Betroffenen in der Pandemie nicht in die Sozialhilfe abgerutscht seien, erklärt Bretscher. Felix Reich, Cornelia Krause

DOSSIER: Heimweg

Editorial

Einlaufen in den vertrauten Hafen

«Zeig mir den Weg nach Hause, ich bin müde und will zu Bett.» So beginnt der englische Text des alten Songs «Show me the way to go home». Weiter: «Ich habe vor einer Stunde etwas getrunken, das ist mir zu Kopf gestiegen.» Ein Betrunkener auf dem Nachhauseweg also. Auf dem Weg heim ins Bett, wo er, fern vom Lärm und dem Qualm des Wirtshauses, ungestört seinen Rausch ausschlafen kann. Offenbar gestaltet sich dieser Heimweg – den der Protagonist ohne Hilfe nicht mehr findet – zur Odyssee, an deren Ende hoffent-

lich das Einlaufen in den sicheren Hafen steht. Für viele Menschen bedeutet der Heimweg ebendies: die Route in den sicheren Hafen, wo die kleinen und grösseren Stürme des Alltags für eine Weile ihre Bedeutung verlieren. Für andere steht der Weg nach Hause jedoch für das Gegenteil: In den eigenen vier Wänden warten Konflikte und Ärger. Der Heimweg wird zum Gang in die Problemzone. Heimwege sind aber nicht nur emotionale, sondern auch – und vor allem – räumliche Strecken, die

es zurückzulegen, zu bewältigen gilt, wahlweise zu Fuss, auf dem Velo, im Auto, mit dem Bus. Manche sind sportliche oder nervliche Herausforderungen, andere gestalten sich, bei der Zeitungslektüre im Eisenbahnsessel, als Auftakt zu einem gemütlichen Leseabend zu Hause. Alle Heimwege verbindet eine Gemeinsamkeit: Sie sind anders als der jeweilige Hinweg. Der Hügel, der Baum, die Häuserzeile, alles zeigt sich auf dem Heimweg von der anderen Seite, die Landschaft wirkt verändert, bekommt einen

neuen Horizont, einen neuen Himmel, neue Perspektiven. Heimwege sind die Umkehrung von Aufbrüchen. So auch der Lebensweg: Irgendwann macht er eine Kurve, dann führt er langsam zurück nach Hause, von wo wir alle kommen und wohin wir alle gehen, begleitet von Erinnerungen. Der Mann im Song ruft nach jemandem, der ihm den Weg zeigt. Vermutlich tarnt er so aber nur sein Bedürfnis nach einem beschwipsten Schwatz – denn unseren Weg nach Hause, den vergessen wir niemals. Hans Herrmann



Markus Widmer besucht die dritte Klasse im Schulhaus Büel im glarnerischen Niederurnen. Sein Heimweg führt zuerst den Dorfbach entlang.

Fotos: Mayk Wendt

Das tägliche Abenteuer auf Schusters Rappen

Am liebsten macht er sich mit seinem Bruder Felix auf den Heimweg. Und wenn Markus Widmer allein unterwegs ist, vergisst er oft die Zeit. Denn der Weg steckt voller Überraschungen.

Die Kirchenglocken läuten. Kinder rennen an Markus Widmer vorbei zu ihren wartenden Müttern. Markus geht entlang des Dorfbachs in Richtung Bleiche, wo er sich von seinem Freund verabschiedet, der sein Zuhause nun bereits erreicht hat. Er verlässt die Strasse und folgt weiter dem Bach, direkt in den noch kahlen Wald. «Das ist spannender», sagt er, «und eine Abkürzung.» Wenn Markus Widmer der Hunger plagt, schafft er seinen Heimweg in einer halben Stunde. Meist ist er aber eine Stunde nach Schulschluss um halb zwölf noch unterwegs. Einmal, beginnt er über den Waldboden stapfend zu erzählen, habe er beobachten können, wie ein Helikopter

Gerätschaften und Seilbahnteile der Niederurnen-Morgenholz-Seilbahn transportiert habe. Der Heli habe bei der Revision der Luftseilbahn geholfen, sagt er und bleibt stehen. Mit seinen übergrossen Handschuhen klaubt er einen Zweig aus dem Gehölz. «Da hinten.» Er deutet mit seinem Zweig über den Bach und schiebt sich die Mütze aus dem Gesicht. «Siehst du das gelbe Haus? Das ist das Maschinenhaus. Wenn sie drinnen einschalten, kommt unten Wasser raus.» Markus kniet jetzt gefährlich nahe am hohen Bachufer. «Da unten gibt es eine Entenschule.» Für Markus sind die Entlein die Schüler, die Entenmutter ist die Lehrerin. Dann

marschiert er weiter, hoch über den terrassierten Waldweg, vorbei an einer in den Boden gesteckten Hinweistafel mit der Aufschrift «Bitte lass mich stehen, so kann sich beim Vorübergehen mancher an mir erfreuen». Markus glaubt, dass da einmal ein Rosenstock stand. **Pause über dem Dorf** Der Bach liegt hinter ihm, jetzt ist es still im Wald. Am Himmel kreist ein Rotmilan. Manchmal findet Markus eine Feder. Das letzte Drittel des Weges geht er nun die Strasse entlang. «Hoi!», ruft er talwärts einem älteren Ehepaar zu. Es winkt zurück. Am Strassenrand, in der letzten Kurve des Heimwegs, stehen zwei Sitz-

bänke. Hier setzt sich Markus zuweilen hin und lässt den Blick über das Dorf gleiten. Mit seinem Hund Rambo ist er auch schon hierher-spaziert. «Mein Lieblingsplatz. Hier hast du die beste Aussicht.» Er zeigt auf das Altersheim, die Autobahn, den Dorfladen, die Kirche und den Walensee, der durch den Dunst schwach zu erkennen ist. Links liegt das Schlössli. Früher nahm er oft die Abkürzung über die Schlössliwiese. «Das geht schneller als durch den Wald.» Aber seit der Wolf dort gesichtet wurde, hat es ihm die Mutter verboten. Es ist halb eins, als Markus die Treppe vor seinem Haus hochsteigt. Seine Mittagspause ist kurz. In ei-

ner halben Stunde muss er wieder auf den Weg. «Runter gehts schneller», sagt er und zieht die Stiefel aus. Wenn er Glück hat, nimmt ihn auf dem Heimweg am Abend jemand im Auto mit. Wenn nicht, warten neue Abenteuer auf ihn. Rita Gianelli



Markus Widmer, 10

Er wohnt auf einem Bauernhof bei Niederurnen GL. Die Sommerferien verbringt er meist auf der Alp.

Auf allen Heimwegen mit Gott unterwegs

Er ist sowohl im deutschen Nürnberg als auch im bündnerischen Castiel zu Hause: Der Theologe Jörg Lanckau pendelt zwischen zwei unterschiedlichen Welten.

Jörg Lanckau schlendert zu seinem Audi-Cabrio, das vor den Büros der Bündner Landeskirche in Chur steht. Dazu zieht er an seiner elektrischen Zigarette. Es ist 16 Uhr. Der Theologiekurs, den er leitet, war bis zum letzten Platz voll. Lanckau öffnet die Wagentür und steigt ein.

Der Himmel ist blau. Die Sonne hat braune Flecken in die Schneedecke gefressen, die noch bis vor Kurzem die umliegenden Berge bedeckte. Das warme Licht macht Hoffnung auf Frühling. Auch wegen dieser Nähe zur Natur nennt Lanckau das Bündnerland seine Heimat. Er deutet zum Calanda: «In meiner Zeit als Pfarrer in Untervaz bin ich jedes Jahr mit meinen Konfirman-

den hochgestiegen.» Das war von 2002 bis 2012. Seit 2013 ist er Studiengangsleiter an der Evangelischen Hochschule in Nürnberg. Da sein schulpflichtiger Sohn wieder bei ihm lebt, verbringt Lanckau mehr Zeit in Deutschland als im bündnerischen Castiel, wo er seit fünf Jahren wohnt.

Zeit zum Nachdenken

Der Professor der Theologie, der in der Schweiz als reformierter Pfarrer ordiniert wurde und nun auch in Nürnberg in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern arbeitet, wirkt aber nicht gestresst. Er deutet auf sein Cabrio, mit dem er den Heimweg meistens zurücklegt:

«Damit bin ich schon 320 000 Kilometer gefahren.» In den vier Stunden Autofahrt von Graubünden nach Nürnberg hört er oft Hörbücher des Philosophen und Publizisten Richard David Precht. Oder die Verkehrsmeldungen am Radio.

Er hat nie das Gefühl, auf dem Weg Zeit zu verlieren. Manchmal denkt er dabei über Probleme nach oder bereitet Unterrichtseinheiten vor. Und ist, trotz des Achtgebens auf den Verkehr, «einfach da». Nun steuert er seinen Wagen durch die Churer Altstadt, an der Regulakirche vorbei, auf die Arosa-Strasse.

Jörg Lanckau ist eingebürgerter Schweizer. In Nürnberg verstehe er sich eher als Auslandschweizer denn

als Deutscher, sagt er. Das Pendeln zwischen den Ländern habe den Vorteil, aus Distanz über das andere Land nachdenken zu können. Ein letzter Blick über die Stadt Chur; der Weg wird schmaler, rechterhand fällt die Felswand steil ab.

Ist das Leben ein Heimkommen zu Gott? «Im Sinne des Gastseins auf Erden sicher.» Lanckau verortet Gott aber nicht einzig im Jenseits. «Gott geht immer mit, ist an keinen Ort gebunden», erklärt er. Diese Erfahrung hätten bereits die Israeliten im babylonischen Exil gemacht. So bedeuten für ihn selbst denn auch die Menschen und weniger ein bestimmter Ort Heimat. «Ich erkenne mich in den Augen von anderen»,

zitiert er den Religionsphilosophen Martin Buber.

Die Berge liegen im letzten Sonnenlicht. Jedes Mal, wenn Lanckau in Castiel ankommt, genießt er den Blick auf das Arosener Weisshorn von Neuem. **Bettina Guggler**



Jörg Lanckau, 52

Er studierte evangelische Theologie in Halle/Saale, Basel und Leipzig und ist Professor für Biblische Theologie.



Der Weg durch den Wald ist zwar schneller, aber an der Strasse hält manchmal ein «Taxi» an: Markus' Vater oder der Nachbar vom Obere Gfelli.



Den letzten Teil des Heimweges geht Markus Widmer hoch über dem Dorf. Rund 600 Höhenmeter legt der Primarschüler fast täglich zurück.

Volle Tage, volles Auto und die Ruhe nach dem Sturm

Den Weg von Bern nach Burgdorf legt Nicole D. Käser mit dem Auto zurück. Auf der Fahrt lässt die Theaterfrau ihre Gedanken schweifen. Sie schätzt die Zeit, die sie ganz für sich allein hat.

Der Motor des Smart ist laut. Nicole D. Käser mag das Rumpeln und Schütteln ihres Kleinwagens. In diesem Auto sei man noch nah an der Strasse: «Ich bin bei jeder Bodenwelle sozusagen live dabei», ruft sie über das Dröhnen hinweg und gibt ordentlich Gas. Zu schnelles Fahren sei bei diesem Geräuschpegel gar nicht möglich. «Bei 50 km/h röhrt der Motor wie bei 80. Und mehr als 120 fahre ich nie.»

Nicole D. Käser lebt in Burgdorf und arbeitet in Bern. Die Schauspielerin und Kabarettistin gehört zum Leitungsteam des Theaters Matte, des Kleintheaters im Berner Mattequartier. Sie liebt ihre Arbeit, ihre Kollegen, die Darstellerinnen, das

Publikum, die stressigen Zeiten vor Premieren und die Abschiedsrufen nach der Darniere.

Warum sie mit dem Auto unterwegs ist? «Ich habe nun mal keinen normalen Job. Es gibt mir Sicherheit, zu jeder Tages- und Nachtzeit ins Auto steigen zu können.»

Endlich Ruhe

Auf der Fahrt kann sie ungestört ihren Gedanken nachhängen, den Tag Revue passieren lassen oder ihre Eltern anrufen. «Sie erzählen, wie es ihnen geht, und sagen mir, ob sie etwas brauchen.» Natürlich sei sie nicht stolz darauf, eine jener Autofahrerinnen zu sein, die eigentlich gute Zugverbindungen hätten, fährt

Käser fort. Doch für sie als Theater-schaffende sei der fahrbare Untersatz ein Stück Freiheit und Unabhängigkeit. «So voll, wie meine Tage sind, ist meistens auch mein Smart.» Kostüme, Requisiten, Computer, alles stopft sie hinein. «Die Fahrten beruhigen mich, und ich genieße die Landschaften.» Der Anblick der Stadt oder der Berge im Abendlicht könne berauschen. «Nicht selten bin ich ergriffen von dieser Schönheit.»

14 Jahre lang lebte und arbeitete Nicole D. Käser in Wien, spielte Theater und tourte mit einem Kabarettprogramm durch die Lande. «Das war eine tolle Zeit», schwärmt sie. Aber wegen der Hausärztin und des Chiropraktikers in Burgdorf

fuhr sie immer wieder nach Burgdorf zurück. «Heimat ist ja bekanntlich da, wo man seinen Chiropraktiker hat», sagt sie lachend. Und nun sei sie definitiv wieder nach «Bonsai-Bern» zurückgekommen: Mit ihrem Mann wohnt sie in der Burgdorfer Oberstadt.

Wegfahren, heimfahren

An Burgdorf schätzt sie auch die Beizen, erklärt die Frau, die immer mehrere Sachen gleichzeitig zu machen – und vor allem auch zu denken – scheint. Sie brauche Menschen, mit denen sie unkompliziert tratschen und vor dem Restaurant gemütlich eine Zigarette rauchen könne. Auch das gehört für Nicole

D. Käser zum Heimweg: ankommen in der Stadt, in der sie gefühlt alle kennt. In der das Auto auf dem Parkplatz vor dem Haus darauf wartet, sie jederzeit hinaus in die Welt und dann wieder nach Hause zu bringen. **Katharina Kilchenmann**



Nicole D. Käser, 49

Die Burgdorferin ist Grafikerin, Schauspielerin, Kabarettistin und Mitleitende des Theaters Matte in Bern.

Zeit, um den Arbeitstag noch einmal zu überdenken

Liselotte Stricker Meuli legt ihren Heimweg durch die Stadt Bern mit dem Velo zurück, praktisch bei jedem Wetter. Auf dem Rad findet sie zu sich selbst – und oft Antworten auf ihre Fragen.

Ein warmwindiger und bewölkter Nachmittag im frühen Februar. Auf der rege befahrenen Strasse am Viktoriaplatz in Bern nähert sich eine Frau auf dem Fahrrad. Warme Kleidung, Rucksack, Helm, robustes Velo: Liselotte Stricker Meuli ist eine routinierte Radfahrerin. «Ich bin in der Stadt praktisch immer mit dem Velo unterwegs», sagt sie.

Jetzt ist sie auf dem Heimweg. Ihr Arbeitsplatz, das Berufsberatungs- und Informationszentrum (BIZ), befindet sich in der hinteren Länggasse. Bis sie zu Hause in der Baumgartensiedlung ist, dauert es im Schnitt 20 Minuten. Schneller ginge es direkt via Lorrainebrücke, aber sie zieht den Umweg über die

Kornhausbrücke vor: Dieser sei viel schöner mit dem herrlichen Blick auf die Altstadt und die Alpen, dazu auch merklich vofreundlicher und daher stressfreier.

Liselotte Stricker Meuli legt ihren Heimweg jeweils sehr bewusst zurück. Sie orientiert sich dabei an einem Bekannten aus den USA, der einmal den Begriff «transition time» eingebracht habe, sprich: Zeit des Übergangs. «Für mich bedeutet der Weg nach Hause tatsächlich eine Art Übergangsritual; ich bin nicht mehr, wo ich gewesen bin – und noch nicht dort, wo ich hinwill», erklärt sie. «Je sorgfältiger ich abnähle, den Arbeitstag hinter mir lasse, bewusst verabschiede, was gewe-

sen ist, was mich bewegt, beschäftigt oder sogar belastet hat, desto freier komme ich am Ziel an.»

Nah bei den Menschen

Das Velo erlebt sie als ideales Fortbewegungsmittel, um sich auf dem Heimweg von den teilweise schwierigen Situationen zu lösen, mit denen sie sich bei der Arbeit auseinandersetzt. «Mein Beruf ist sehr nahe bei den Menschen, ihren Veränderungswünschen, aber auch Enttäuschungen und Tiefschlägen», sagt sie. «Radelnd komme ich in Fluss, frage mich, was gut gelungen ist und was anders hätte laufen müssen – und auch, womit ich mir nun Gutes tun könnte.»

Ob besagter Vorgang des «Abnabelns» auch in einem öffentlichen Verkehrsmittel funktionieren würde? «Sicher nicht so, wie es unter freiem Himmel auf dem Fahrrad gelingt», antwortet sie. Auf dem Velo sei sie für sich allein, könne das Tempo selber bestimmen und je nach Wunsch und Bedürfnis auch noch eine kleine Zusatzschlaufe oder einen Stopp einlegen. Wind und Wetter können ihr nichts anhaben: «Bei starkem Wind muss ich mich durchbeissen, noch etwas härter in die Pedale treten, dabei komme ich sogar noch schneller zu mir selbst zurück», erklärt sie.

Nun lichten sich die Häuserzeilen, rechterhand kommt ein Park in

Sicht: der Rosengarten. Hier lässt Liselotte Stricker Meuli den Tag manchmal besonders gemütlich ausklingen, an milden Abenden mit ihrem Mann: bei einem Apéro auf der öffentlichen Terrasse mit Blick über die Altstadt. **Hans Herrmann**



Liselotte Stricker Meuli, 63

Die Berufs- und Laufbahnberaterin lebt in Bern. Sie ist verheiratet und Mutter einer erwachsenen Tochter.

Ein Spaziergang durch das eigene Leben

Liseli Greber geht am Rollator. Wenn sie nach dem Einkaufen nach Hause spaziert, trifft sie Dorfbewohner und erinnert sich an ihre Kindheit oder verstorbene Verwandte.

Liseli Grebers 15-minütiger Heimweg vom Einkaufen fühlt sich an wie ein Spaziergang durch ihr Leben. Zu jedem Gebäude in Wimmis weiss sie eine Geschichte zu erzählen. Denn die 87-Jährige kennt das Dorf seit ihrer Kindheit.

Die zweifache Grossmutter ist seit elf Jahren auf den Rollator angewiesen. Zweimal wöchentlich geht sie mit ihrem Sohn einkaufen, sofern die Strasse nicht vereist ist. Auf dem rund 500 Meter langen Heimweg vom Coop ist gleich der erste Abschnitt der gefährlichste: Liseli Greber muss mit dem Rollator die leicht geneigte Hauptstrasse überqueren. Auf der anderen Strassen-seite befindet sich eine Bäckerei.

Hier geht sie gern einen Kaffee trinken, wenn sie jemanden auf dem Heimweg antrifft, der Zeit für einen kurzen Schwatz hat.

Blick aufs Elternhaus

Während Greber gekonnt Schlaglöchern und Pollern ausweicht, hat sie einen Blick für die kleinen Dinge. Hier ein Käfer. Dort die schönen Blumen beim Haus neben der Bank. «Viel hat sich im Dorf verändert», sagt Greber und bleibt stehen. «Junge Menschen ziehen in die Häuser von verstorbenen Bewohnerinnen. Sie haben keine Zeit mehr für Blumen, die das Haus schmücken.»

Die Veränderungen im Dorf sieht Greber auch an der starken Bautätigkeit. Gegenüber der neuen Bank steht ein Baukran, daneben ein halb fertiges Haus mit Gerüst. Ein Plastikbanner wirbt für freie Eigentumswohnungen. «Im Dorf gibt es so viele Neubauten, dass selbst ich als Einheimische Wimmis kaum noch erkenne», sagt Greber.

In einer leichten Rechtskurve befindet sich auf der anderen Strassen-seite das Restaurant Kreuz und gleich dahinter ein Haus mit grünen Fensterläden. In diesem Haus ist Liseli Greber aufgewachsen. Greber erinnert sie sich an diese Zeiten, auch wenn sie viel mit anpacken musste. Ihr Vater arbeitete in der eidgenössischen Pulverfabrik im Dorf. Zudem hatte die Familie einen

kleinen Bauernhof. «Wenn wir unsere Stangenbohnen von 111 Stauden rüsteten, half uns jeweils die ganze Nachbarschaft.» Nun schaut Greber auf die andere Strassen-seite und sagt unvermittelt: «Das Coronavirus hat uns Menschen irgendwann voneinander entfremdet.»

Freut sich aufs Ausruhen

Auf der Hauptstrasse kreuzt die Seniorin Passantinnen und Passanten. Man grüsst sich. Dann biegt Liseli Greber rechts ins Quartier ein. Der Fussgängerweg windet sich um neuere und ältere Wohnhäuser mit ihren Gärten. Auf einer Matte stehen Apfelbäume. Dahinter erhebt sich majestätisch die Pyramide des

Niesens. Auf dem Heimweg freut sich Greber darauf, in ihrer Wohnung auszuruhen. Wenn sie diese betritt, folgt sie als Erstes einer kleinen Gewohnheit: Sie steckt von innen den Schlüssel ins Schloss der Wohnungstür. **Nicola Mohler**



Liseli Greber, 87

Die zweifache Grossmutter wuchs in Wimmis auf. Elf Mal ist sie umgezogen. Heute lebt sie wieder in Wimmis.

«Der Heimweg hat etwas Anarchistisches»

Der Theologe und Erziehungswissenschaftler Fulbert Steffensky kennt verschiedene Aspekte des Heimwegs. Als Kind zog er ihn in die Länge. Jener aus dem Exil war enttäuschend, und mit dem Heimweg zu Gott möchte er sich noch etwas Zeit lassen.

Was kommt Ihnen beim Begriff «Heimweg» in den Sinn?

Fulbert Steffensky: «Heimweg» weckt ein warmes Gefühl. Heim, Heimat: ein Ort, wo man sich nicht beweisen muss. Wo man mit Freunden, der Familie zusammen ist. Der Heimweg ist der schönste Weg.

Trägt dieser besondere Weg auch die Sehnsucht in sich?

Ja, denn man ist noch nicht zu Hause, man hat noch einen Weg vor

ten, die man wirklich erreicht, haben viel von ihrem Glanz verloren.

Und wie haben Sie als Kind Ihren Schulweg erlebt?

Den zog ich in die Länge, um die Arbeit aufzuschieben. Damals war es ja selbstverständlich, dass Kinder mit anpacken mussten, Feuerholz spalteten oder die Ziegen auf die Wiese brachten. Gleichzeitig war der Heimweg aus der Schule immer auch ein Weg des Ausprobierens,

zu chauffieren. Das ist richtig so! Kinder werden hierzulande oft fürsorglich entmündigt.

Wie meinen Sie das?

Kinder verwahrlosen, wenn man sich nicht um sie kümmert. Aber wenn wir einem Kind alles abnehmen, die Fremde nicht gönnen, lernt es die Welt nicht kennen, auch ihre Härte nicht. Dieser Überversorgung von Kindern, auch in materieller Hinsicht, steht die krasse Unterver-

da, wo es hingehört. Die Erzählungen der Bibel handeln fast alle von Herkunft und Zukunft – wo komme ich her und wo gehe ich hin?

Als Heimweg wird auch das Sterben bezeichnet. Können Sie mit dieser Vorstellung etwas anfangen?

Die religiöse Tradition hat ja nicht so sehr das Individuum im Blick. Es stehen weniger die einzelne Seele und ihr späteres Schicksal im Zentrum. Es geht um das Volk, um das

Aber was bleibt einem anderes übrig, man muss ihn adoptieren!

Sie denken nicht allzu oft über das Sterben nach?

Ich weiss nicht, wann es so weit sein wird. Dass ich nicht der Meister meines Sterbens bin, darüber bin ich froh. Das gibt mir Freiheit und eine gewisse Heiterkeit, in der ich vielleicht sogar den Tod auslachen kann. Es muss mir nichts ganz gelingen, nicht einmal mein Sterben.



Felix wartet bereits auf seinen Bruder im Unteren Gfell. Es liegt 150 Meter über Niederurnen. Zum Bauernhof gehören Ziegen, Kühe, Katzen und der Hund Rambo.



Fotos: Mayk Wendt

sich. Der Heimweg ist ein sehnsüchtiger Weg. Heinrich Böll spricht vom Menschen, der «in seiner Sehnsucht ein Gottesbeweis ist». Alle wüssten wir, sagt der Schriftsteller, dass wir hier auf Erden nicht ganz zu Hause sind, «dass wir also noch woanders hingehören und von woanders herkommen». Heimweg hat für mich mit Heimweh zu tun.

Gibt es besondere Heimwege, an die Sie sich erinnern?

Ich habe eine starke Erinnerung an einen Heimweg in meiner frühesten Kindheit. 1939 wurde unser Dorf im Saarland kurz vor dem Einmarsch der Deutschen in Frankreich evakuiert. Als Katholiken lebten wir plötzlich in Ostdeutschland unter fremden Reformierten mit einer anderen Sprache, anderen Gewohnheiten. Nach einem Jahr konnten wir zurück. Für den Heimweg stand ein Zug bereit, darauf ein weisses Laken mit der Aufschrift «Nix wie hem». Die wundervolle Heimat jedoch, die wir uns in der Fremde ausgemalt hatten, gab es nicht. Es war hier alles wie zuvor, nicht aufregend. Heima-

des Experiments. Hier habe ich die erste Zigarette geraucht, wir haben uns geprügelt, das erste Mädchen geküsst. Dieser Heimweg hatte etwas Anarchistisches. Man war frei, es gab keine Kontrolle, weder von der Schule noch vom Elternhaus.

Heute werden Kinder oft von den Eltern in der Schule abgeholt.

Davon halte ich nichts. In Deutschland gibt es inzwischen Schulen, die verbieten, die Kinder mit dem Auto



Fulbert Steffensky, 89

Er hat katholische und evangelische Theologie studiert. 1969 konvertierte Fulbert Steffensky zum Luthertum und heiratete die evangelische Theologin Dorothee Sölle (1929–2003). Mit seiner heutigen Frau, der römisch-katholischen Theologin Li Hangartner, lebt der vielfache Buchautor in Luzern.

sorgung anderswo auf der Welt gegenüber: Kindern fehlt es an Essen und Trinken, an Freiheit und Lebenssicherheit. Auch in unseren Breiten haben nicht alle Kinder das Notwendigste. Für die mütterlichen Menschen sind alle Kinder wie die eigenen. Fremde Kinder gibt es für sie nicht.

Von Heimwegen wird auch in der Bibel berichtet. Welche Geschichte kommt Ihnen in diesem Zusammenhang spontan in den Sinn?

Jakob etwa, der nach Jahren in der Fremde nach Hause zurückkehrt. Sein Heimweg führt in eine ungewisse Heimat. Erwartet ihn die Rache seines Bruders Esau, den er betrogen hat und vor dessen Zorn er geflohen ist? Aber es kommt anders; die beiden Brüder fallen sich in die Arme. Eine schöne Geschichte über Versöhnung.

Erzählt auch die Exodusgeschichte eine Art Heimweg?

Der Weg der Israeliten aus Ägypten ins Heilige Land ist eher ein Hinweg. Denn das Volk ist noch nicht

«Meinen Schulweg zog ich jeweils in die Länge, um die Arbeit zu Hause aufzuschieben.»

Reich Gottes, wo das Recht Gottes herrscht und Unrecht ein Ende hat; um das Land, in dem der Löwe und das Lamm friedlich nebeneinander weiden. Es geht um die Stadt, in der niemand mehr weinen muss und in der alle ihr Lachen gefunden haben. Ja, der Weg dahin ist ein Heimweg.

Und wie stellen Sie sich Ihren persönlichen Heimweg zu Gott vor?

Ich möchte mir noch etwas Zeit nehmen mit meinem Heimweg, ich lebe gern. Der Tod ist ein grimmiger Geselle, eine der Unverschämtheiten, die dem Leben angetan werden.

Was kommt nach dem Tod?

Was Gott nach dem Tod mit mir vorhat, ist mir eigentlich wurst. Aber die biblische Vorstellung der Stadt, wo es kein Unrecht mehr gibt, lässt mich nicht los. Täglich lese ich in den Zeitungen von Kindern, die im Meer ertrinken, Frauen, die vergewaltigt, Männern, die gequält werden. All diese Menschen, denen die Zukunft genommen wird und denen alle Himmel verschlossen zu sein scheinen. Niemand wird mich jemals davon abhalten zu glauben, dass die Armen seligepriesen und die Tyrannen dereinst vom Thron gestürzt werden.

Glauben allem zum Trotz?

Ja, zum Trotz gegen die Argumente, die die Hoffnungslosigkeit aufzuweisen hat. Wir werden nach Hause kommen. Wir werden das Land finden, in dem alle ihre Freiheit haben. Man kann diese Hoffnung nur in Bildern, in Liedern und in Gedichten sagen und singen. Die Sprache der Hoffnung ist die Poesie, nicht die Dogmatik.

Interview: Christa Amstutz, Nicola Mohler

Mit Gott und der Kraft der Musik gegen die Angst

Kultur Der amerikanische Jazzpianist Jon Batiste sammelt Auszeichnungen und führt den friedlichen Protest gegen Polizeigewalt an. Verwurzt ist er in der Musiktradition und im Glauben an Gott.

Dem Refrain entkommt niemand. Mit dem Groove des Soul und dem Pathos des Gospel singt der Chor von den Auserwählten und Jon Batiste vom grossen Versprechen der Gemeinschaft. «We Are» ist ein Bekenntnis, Hymne einer Bewegung.

Als im Sommer 2020 die Proteste nach dem Polizeimord an George Floyd in Gewalt umzuschlagen drohen, setzt der Jazzmusiker auf die Kraft der Musik. Nachdem in New York ein Polizeiauto in eine Gruppe von trauernden Demonstranten gefahren ist, zieht Batiste mit einer Blaskapelle und unzähligen Menschen durch Manhattan. Er knüpft an die Tradition der Umzüge in seiner Heimatstadt New Orleans an. Die friedlichen Märsche seien «unglaublich kathartisch» gewesen, sagt er im Rückblick.

Verschmitzt statt verstaubt

Katharsis und Tradition sind zwei Schlüsselbegriffe in seinem Werk, das tief in der Musik des schwarzen Amerika wurzelt. Davon zeugt das Album «We Are». Das tänzerische «I Need You» ist verschmitzt statt verstaubt, «Boy Hood» kombiniert komplexe Beats mit sprachlicher Virtuosität. Die Platte ist ein schillerndes Kaleidoskop von Jazz bis Pop, von Funk bis Hip-Hop.

Der 1986 geborene Batiste wächst in einer Musikerfamilie auf. Schon früh spielt er in den Clubs von New Orleans, wohin ihn die Eltern mitnehmen, als er noch ein Kind ist. Die Musik ist bis heute eine Familienangelegenheit. Auf dem neuen Album spielt der Vater Bass, ausserdem gehören Neffen zur Marching Band.

Für den Erfolg stehen elf Grammy-Nominierungen für Batiste. Die Preisvergabe wurde wegen der Pandemie auf den 3. April verschoben. Für die von ihm komponierte Musik zum Animationsfilm «Soul» hat er zudem einen Oscar erhalten.

Verankert ist Batiste nicht nur in der Musik, sondern auch im Glauben. Beides findet in seiner wunderbaren Interpretation von Johann Sebastian Bachs «Jesus bleibet meine Freude» zusammen. Er sei ein «hin-



«Ein hingebungsvoller Christ»: Musiker und Aktivist Jon Batiste auf seinem Protestmarsch durch New York. Foto: Alami

«Mein Glaube steht hinter der ganzen Musik, die ich mache.»

Jon Batiste
Musiker

gebungsvoller Christ», erklärt Batiste der «New York Times». Jeden Morgen nimmt er sich eine halbe Stunde Zeit für das Gebet und liest in der Bibel. «Die Kirche und mein Glaube stehen hinter der ganzen Musik, die ich mache.»

Wie sich Spiritualität und politisches Engagement verbinden, zeigt sich auf «We Are». Ins Lied integriert ist eine Predigt des Grossvaters, der

in der Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King aktiv war. Auch den Willen zum Widerstand hat Jon Batiste also im Blut.

Der vom Musiker im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung angeführte Marsch durch New York ist auch die Wiederaufnahme der Love Riots, die er seit über zehn Jahren veranstaltet. Er konzertiert an Kreuzungen oder vor U-Bahn-Stationen, um der Musik den öffentlichen Charakter, den er in den Konzerthallen vermisst, zurückzugeben. «Social Music» nennt Batiste diese Performance. Oft mündet sie darin, dass Band und Passanten gemeinsam «We Shall Overcome» singen.

«We are not afraid today», lautet eine Strophe des Spirituals. Natürlich läuft wegen der aufgeladenen Atmosphäre zu Beginn die Angst mit, als sich der Protestzug im Juni 2020 unter den Augen von Polizisten in Gang setzt. Doch dann habe die universelle Kraft der Musik ge-

wirkt, erzählt Batiste dem «Zeit-Magazin»: Sie habe etwas «Heilendes, Versöhnliches». Polizisten schliessen sich dem Zug an. «Ein sehr, sehr eindrucksvoller Moment.»

Heilsam und ansteckend

Habe er Angst, versuche er, sich seinen Glauben an Gott ins Bewusstsein zu rufen, sagt Batiste. Irgendwann komme dann der Moment, in dem er eine Verbindung spüre und die Angst ihn verlasse. «Die ganze Idee des Glaubens beruht doch darauf, die Angst zu überwinden.»

Natürlich sei es schwierig, in einer Welt zu leben, in der Fürchterliches passiere. «Aber mich bewahrt Gott vor meiner Furcht», sagt Batiste. Diese hoffnungsvolle Spiritualität, welche die Angst nicht negiert, aber nicht bei ihr stehen bleibt, ist in seiner Musik spürbar. Sie wirkt heilsam ansteckend. Felix Reich

Jon Batiste: We Are. Verve Records, 2021

Kindermund



Was man so tut, wenn man gar nichts tut

Von Tim Krohn

Renata und ich haben Corona. Bigna auch. Bignas Mutter nicht, und damit sie es auch nicht bekommt und weiter zur Arbeit kann, bleibt Bigna bei uns. Allzu schlimm geht es uns nicht, schliesslich sind wir mehrfach geimpft. Bigna hat Fieber, wir husten, und alle haben Kopfweh. Das ist zu viel, um es einfach zu ignorieren, und zu wenig, um im Bett zu liegen. Also fläzen wir uns auf dem Sofa.

«Und jetzt machen wir einfach gar nichts?», fragt Bigna mit leisem Grauen in der Stimme. Normalerweise sitzt sie keine Sekunde still, sondern bastelt, schnipselt, malt, schreibt, untersucht ... Ich selbst bin nicht so viel anders. «Ja, wenn wir gesund werden wollen, tun wir am besten gar nichts.» «Aber dann tun wir ja schon was, wir werden gesund.» «Gesund werden wir von allein, das zählt nicht. Thymiantee trinken sollten wir.» «Nur das? Den ganzen Tag?» «Ja, warum nicht?»

Zum Glück schneit es. Eine Weile sehen wir dem Schnee beim Fallen zu. Mich juckt es in den Fingern, die Schaufel zu nehmen und den Weg freizuschippen. Bigna sagt: «Endlich hätten wir genug Schnee für einen Schneemann.» Aber wir bleiben liegen. Der Elf-Uhr-Bus fährt vorbei, der Zwölf-Uhr-Bus. Renata kommt mit einer neuen Kanne Tee und setzt sich zu uns. «Hatten wir uns nicht immer gewünscht, mal gar nichts zu tun?», sagt sie lachend. «Furchtbar», sagt Bigna, «will nicht jemand was vorlesen?» «Zum Lesen habe ich zu viel Kopfweh», sage ich und: «Nein, da müssen wir jetzt durch.»

Und es geht immer besser. Ein-Uhr-Bus, Zwei-Uhr-Bus. Es schneit noch immer, und wir haben aufgehört zu warten, dass etwas anders wird. Irgendwann flüstert Bigna andächtig: «Ich glaube, ich habe etwas begriffen!» «Und was?» «Ich kann es nicht sagen, ich spüre es nur. Es hat etwas mit Ewigkeit zu tun. Und mit Weihnachten. Jedenfalls macht es mich ganz glücklich.» «Das ist das Fieber», sagt Renata spröde; dabei fühlen wir es alle. Das Kranksein ist wie ein Hauch von Wiedergeburt. Eine Reinigung. Oder wie Bigna noch sagt: «Ich komme mir vor wie eine frisch gehäutete Schlange.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Warum ist das Mysterium aus der Mode gekommen?

Vor 50 Jahren wurde das Wort «Mysterium» in der Theologie häufig verwendet. Heute spricht man lieber vom Geheimnis. Ist damit das Gleiche gemeint? Für mich ist Mysterium stärker an Gott gebunden.

Sie haben recht. «Mysterium» war in den 1960er-Jahren ein wichtiger Begriff in der katholischen Theologie, meistens in der Verbindung «Pascha-Mysterium» (Ostergeheimnis). Die Formel geht auf den Benediktinermönch Odo Casel zurück. Mit dem griechischen Wort Mysterium knüpfte er beim Erbe der Alten Kirche an. Im Fremdwort schwingt das Mystische des Glaubens mit. Die Konzentration der Eucharistie auf das Ostergeheimnis inspirierte das Zweite Vatikanische Konzil.

Bei den Evangelischen kann auf den Religionsphilosophen Rudolf Otto verwiesen werden, der 1917 in seinem Buch «Das Heilige» zwischen dem «Mysterium tremendum» und dem «fascinans» unterschieden hat. Vor dem Heiligen, so Otto, scheuen wir zurück, aber es zieht uns auch an. In beiden Verwendungen lässt sich der Ver-

such erkennen, der religiösen Erfahrung eine eigene tiefe Wirkmacht zuzuweisen. Schon Paulus verwendete das Wort in dieser Absicht. In der Antike waren Mysterienkulte eine populäre Form der Religiosität.

Warum ist Mysterium aus der Mode gekommen? Etwas geht bei jeder Übersetzung verloren. Weder das lateinische «sacramentum» noch das deutsche «Geheimnis» geben den numinos-vielstimmigen Klang des Fremdworts ganz wieder. Hat es mit der unheimlichen Bedeutung zu tun, die dem «Mysteriösen» anhaftet? Mysteriös ist Rätselhaftes, das nicht erklärt werden kann. Geheimnis ist, wenn man so will, weniger mysteriös, näher dem Wunder, das uns zum Staunen bringt. Signalisiert es auch eine Verflachung und Verharmlosung? Ich weiss es nicht. Mir ist jedenfalls der Ruf «Geheimnis

des Glaubens» aus der Messe lieb und teuer geworden. Im Anschluss heisst es: «Deinen Tod o Herr verkünden wir, Deine Auferstehung preisen wir.» Casel würde sagen: Das ist der Herzschlag des Pascha-Mysteriums.



Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Die Stimmen gegen das Vergessen

Zeitzeugen Am Wannsee planten die Nazis 1942 den Massenmord. In einer Ausstellung kommen Schweizer Holocaustüberlebende zu Wort.

Margot Friedlander ist eine mutige alte Dame. 2010 war sie mit 88 aus den USA nach Berlin, in ihre alte Heimat, zurückgekehrt. Um zu bleiben und zu erinnern.

In der ZDF-Dokumentation «Die Wannseekonferenz» von Jörg Müller steht sie vor der Villa, in der am 22. Januar 1942 der grösste Massenmord der Geschichte geplant wurde. Funktionäre des Nazi-Regimes beabsichtigten die Vernichtung von elf Millionen Juden, sechs Millionen wurden bis Kriegsende ermordet.

Beschlossen war der Holocaust längst, an der Konferenz ging es um die Frage der Effizienz: Schnell, mit wenigen an der Front benötigten

Mitteln wie Lastwagen, Treibstoff oder Munition sollte der Plan umgesetzt werden. An den Wannsee eingeladen hatte das Reichssicherheitshauptamt zur «Besprechung über die Endlösung der Judenfrage mit anschliessendem Frühstück».

Vernichtung beschleunigt

Fortan rollten die Todeszüge aus dem ganzen Reich in die Vernichtungslager. «Ich werde nie verstehen, wie es möglich war, dass so etwas stattfinden konnte», sagt Friedlander im Film. Die Jüdin war zuerst in Berlin untergetaucht, bevor sie in das Konzentrationslager von Theresienstadt deportiert wurde. Sie über-

lebte, verlor aber Bruder, Mutter und Vater. Im Alter von 100 Jahren legt sie noch immer Zeugnis ab vom erlebten Schrecken. Doch die Zeugen sterben aus.

Auch in der Schweiz gibt es noch Holocaustüberlebende. Die Online-Ausstellung «The Last Swiss Holocaust Survivors» gibt einigen der letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und ihren Nachkommen das Wort: Nina Weil, Fishel Rabinowicz, Ivan Levkovits berichten von ihren Erinnerungen. Christian Kaiser

Das «reformiert.»-Dossier über Margot Friedlander: reformiert.info/friedlander
www.last-swiss-holocaust-survivors.ch

INSERATE

Zentrum Alter und Mobilität
Ihr Zentrum für Altersforschung

USZ Universitäts Spital Zürich **Universität Zürich** **Stadtspital Zürich**

Wir sind dem «gesunden» Altern jeden Tag auf der Spur!

Für unsere aktuelle Studie «STRONG» suchen wir Frauen & Männer ab 75 Jahren!

In der Studie untersuchen wir, wie sich ein Trainingsprogramm für zu Hause und ein Pulver aus isoliertem Molkeneiweiss oder ein Vergleichspulver auf die Sturzhäufigkeit auswirken. Zudem interessieren wir uns für den Effekt dieser beiden Massnahmen auf die Muskelgesundheit, körperlichen Funktionen und Lebensqualität. Bei dieser Studie handelt es sich um eine randomisierte kontrollierte Studie, d.h. es gibt bei den Interventionen immer eine Vergleichsgruppe und die Zuteilung erfolgt zufällig.

Gerne laden wir Sie ein, sich für unsere Studie zu melden, wenn Folgendes auf Sie zutrifft: Sie sind 75 Jahre alt oder älter. Sie fühlen sich fit – spüren aber, dass Sie in letzter Zeit schneller erschöpft und unsicherer auf den Beinen geworden sind, und/oder Sie sind im letzten Jahr gestürzt.

Die Studie dauert für Sie zwölf Monate, wobei das Startdatum innerhalb des nächsten halben Jahres individuell festgelegt werden kann. Im Studienjahr sind vier Besuche an unserem Zentrum vorgesehen, um Tests durchzuführen und Fragebögen auszufüllen. Alle zwei Monate werden Sie zudem von uns telefonisch kontaktiert. Sie erreichen das Studienzentrum, ohne dass Sie das Spital betreten müssen und natürlich werden alle Tests unter strikter Einhaltung des Covid-19 Schutzkonzeptes durchgeführt. Weitere Informationen zu STRONG und zum Zentrum finden Sie unter www.usz.ch/zam oder scannen Sie unten den QR-Code.

Die Studie wird unter der Leitung von Prof. Dr. med. Heike A. Bischoff-Ferrari, DrPH, Direktorin der Klinik für Altersmedizin am Universitätsspital Zürich und Leiterin des Zentrums Alter und Mobilität (ZAM), durchgeführt. Die Studienvisiten finden am Studienzentrum des ZAMs am Stadtspital Zürich Waid statt.

Für unverbindliche Informationen melden Sie sich unter 044 417 10 76 oder Cornelia.Dormann-Fritz@waid.zuerich.ch

Bitte nehmen Sie zur Kenntnis, dass Ihre Daten bei Zustandekommen eines telefonischen Kontakts registriert werden. Sollten Sie an einer Studienteilnahme nicht interessiert sein, werden Ihre Daten unverzüglich gelöscht. Bitte beachten Sie weiter, dass Sie gewisse Kriterien erfüllen müssen, um an der Studie teilnehmen zu können. Wir werden diese mit Ihnen vorgängig besprechen.

FREIE ■ ■
EVANGELISCHE
SCHULE

Jetzt
anmelden!

Von der Primar bis zur Matur oder Fachmatur

Mitten in Zürich. fes.ch

Energieverschwendung führt zu Überschwemmungen

Klimagerechtigkeit-jetzt.ch
Jetzt spenden PK 60-707707-2

ÖKUMENISCHE KAMPAGNE
In Zusammenarbeit mit «Partner sein»

Fastenaktion **HEKS**
Brot für alle.

Kloster Kappel

Festtag und Ausstellung zur Vollendung der Kappeler Bibel

10.30 Uhr: Festgottesdienst
14.30 Uhr: Vortrag «Biografie der Bibel» (Prof. K. Schmid), u.a., 13. März

Mystik. Über alle Grenzen hinweg. KlosterTag Theologie mit Michael Bangert und Pfr. Volker Bleil, 20. – 21. März

Wenn seelischer Schmerz unerträglich wird. Leben mit Menschen in suizidalen Krisen, Kurs mit Jörg Weisshaupt, 8. – 10. April

KlosterTage zu Ostern. Vom Garten Gethsemane zum Garten der Auferstehung. Leitung: Pfr. Volker Bleil und Pfrn. Regula Eschle Wyler, 14. – 17. April

Meditative Kreistänze: Tanzen als Gebet. Kurs mit Silvia Gurtner und Sr. Ruth Sutter, 13. – 15. Mai

Tel. 044 764 88 30 | www.klosterkappel.ch

«Ein eindrucksvoller Film über die Stärke von Frauen und die Kraft der Musik.» KULTURTIPP

EIN FILM VON HEIDI SPECOGNA

stand up my beauty

ERHEBE DICH, DU SCHÖNE

mit der äthiopischen Musikerin NARDOS WUDE TESFAY

Ab 17. Februar im Kino

Wir Blinden sehen anders, z. B. mit der Nase.

Selbstbestimmt durch den Alltag.
Dank Ihrer Spende: PK 90-1170-7. szblind.ch

SZBLIND

Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen

Dank Ihrer Hilfe www.swsieber.ch

Wir helfen.

Sozialwerk
Pfarrer Sieber

reformiert.

Folgen Sie uns auf [facebook/reformiertpunkt](https://facebook.com/reformiertpunkt)

Zu kaufen gesucht

Einfamilienhaus

(darf auch sanierungsbedürftig sein)
F. Obermeier, **Telefon 079 652 50 75**

Porträt

Wenn die Stube zum Konzertsaal wird

Musik Die Cellistin Valentina Dubrovina spielt nicht nur in grossen Orchestern, sondern auch solo in den Wohnzimmern von Spitex-Betreuten.



Valentina Dubrovina im Einsatz für die Spitex Region Bern Nord in Wohlen.

Foto: Marco Frauchiger

Während Valentina Dubrovina die zarten Töne und die leichte Melodie von Tschaikowskis «*Lied ohne Worte*» spielt, wiegt Theres Peyer den Kopf sanft hin und her. Draussen auf dem Balkongeländer steht eine Amsel, als würde auch sie den Klängen lauschen. Kaum hat die 29-Jährige den letzten Ton auf ihrem Cello gespielt, sucht sie sofort den Augenkontakt zu ihrem Gegenüber. Die Hauskonzerte seien sehr intim. «Anders als in einem Konzertsaal vor grossem Publikum spüre ich hier die Emotionen der ZuhörerIn ganz unmittelbar.»

An diesem frühlinghaften Februarnachmittag ist die Cellistin in Woh-

len unterwegs. Sie besucht dort die musikbegeisterte Seniorin Theres Peyer in ihrer Wohnung. Den Besuch organisiert hat die Musik-Spitex, die Künstlerinnen und Künstler für Hauskonzerte vermittelt. Der Musikerin Mirjam Toews kam die Idee während des Corona-Winters 2020. Einerseits drohten ältere Menschen zu vereinsamen, andererseits fielen Musikerinnen und Musikern Engagements weg.

Gegen Einsamkeit

Zu normalen Zeiten verdient Valentina Dubrovina ihr Geld mit Engagements in Orchestern und ebenso mit privatem Musikunterricht. Als

die Konzerte aufgrund der Corona-Schutzmassnahmen ausfielen, war die freischaffende Musikerin dankbar für die Einsätze bei der Musik-Spitex. Denn während das Konzert für die Zuhörer gratis ist, erhalten die Musiker eine Gage. «Das war nicht nur eine grosse finanzielle Hilfe, sondern tat auch meiner Seele gut.» Wenn man als Musikerin nur probe und keine Auftritte habe, komme einem die Begeisterung mit der Zeit abhanden. «Die Konzerte in den Stuben aber brachten die Begeisterung zurück», sagt die in Basel lebende Russin.

Sie stammt aus einer Musikerfamilie, begann mit fünf Jahren Klavier

und mit acht Cello zu spielen. Nach ihrem Musikstudium in Russland kam sie 2014 in die Schweiz. In Basel absolviert sie an der Hochschule für Musik das Solistendiplom. Musik ist für Dubrovina die Luft, die sie atmet. Ihr Leben.

Zu Tränen gerührt

Wie wichtig ihren Zuhörerinnen und Zuhörern die Konzerte sind, spürt Dubrovina an den Emotionen, die sie mit ihren Stücken auslöst. Oft würden die Zuhörer während der Stücke weinen, erzählt die Cellistin. «Das ist für mich schwierig, denn dann kommen auch mir die Tränen.» Schliesslich sei sie selbst während des Spiels ebenfalls sehr emotional, bringe in der Musik ihre innigsten Gefühle zum Ausdruck. «Aber danach fühlen sich viele Menschen besser. Musik hilft also, weil sie Emotionen zulässt.»

Neben der Musik bleibt bei den Besuchen auch Zeit für ein Gespräch über das Leben, die Musik. Manch-

mal spreche sie mehr, als dass sie spiele, ergänzt Dubrovina. «Aber das macht nichts. Ich merke, dass ein einsamer Mensch sich über meinen Besuch freut.» Dass sie mit ihren Melodien Menschen ihre Einsamkeit für einen Moment vergessen lässt, macht sie glücklich. Deshalb ist für sie auch schon heute klar, dass sie weiter für die Musik-Spitex musizieren will – auch wenn sich die Konzerte vor grossem Publikum wieder häufen.

Als letztes Stück spielt Valentina Dubrovina für Theres Peyer «*Sicilienne*» von Gabriel Fauré. Die von ihr selbst aufgenommene Klavierbegleitung zum Cello spielt sie mit einer mobilen Anlage ab. Während die verträumte Melodie das Wohnzimmer erfüllt, versinkt Theres Peyer in Gedanken. Doch während der letzte tiefe Ton des Cellos noch im Raum ausklingt, schauen sich Musikerin und ZuhörerIn in die Augen. Die beiden strahlen. Peyer applaudiert und bedankt sich herzlich für diesen für sie unvergesslichen Moment. Nicola Mohler

Interview mit Mirjam Toews, Gründerin der Musik-Spitex: [reformiert.info/musikspitex](https://www.reformiert.info/musikspitex)

Interview mit Mirjam Toews, Gründerin der Musik-Spitex: [reformiert.info/musikspitex](https://www.reformiert.info/musikspitex)

Gretchenfrage

Peter Luisi, Filmregisseur:

«Sich um die Nächsten zu sorgen, lohnt sich»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Luisi?

Ich bezeichne mich nicht als religiös, aber als gläubig: Ich glaube daran, dass es etwas Grösseres gibt als den Menschen.

Was denn?

Ich denke, viele Religionen meinen dasselbe – wie es genannt wird, ist nicht so wichtig. Für mich wird es offensichtlich, wenn ich sehe, was mir im Leben widerfährt und welche Zusammenhänge bestehen.

Was ist am Glauben zentral?

Für mich ist es der Glaube ans Gute. Sich um die Nächsten zu sorgen, lohnt sich, davon bin ich überzeugt.

Ihre Filme sind oft geprägt von Humor. Zeigt sich darin auch dieser Glaube?

Das Leben ist ja oft Komödie und Drama gleichzeitig. Ich bin ein Menschenfreund und finde es einen besseren Ansatz, das Positive zu sehen und in den Vordergrund zu stellen. Der Mensch ist fähig, gut zu sein. Das finde ich extrem wichtig: das Vertrauen in das Gute.

Gilt das auch für Ihren neuen Kinofilm «Prinzessin», in dem die Sucht eine grosse Rolle spielt?

Ich wollte eine Geschichte über die Menschen am Rand der Gesellschaft erzählen. Bei mir selbst merkte ich immer wieder, dass ich Mühe hatte, Empathie zu zeigen für schwerste Alkoholiker oder Heroinsüchtige. Ich möchte das ändern. Es war mir daher wichtig zu zeigen, dass in jedem sichtigen Menschen auch so ein Mädchen wie Nina steckt.

Der alkoholabhängige Vater von Nina, der «Prinzessin», hat den biblischen Namen Josef.

Das ist natürlich kein Zufall. Die Figur heisst so, weil sie wie Josef von Nazaret eine Aufgabe erhält und diese annimmt. Seine Tochter liebt und beschützt er ein Leben lang bedingungslos – auch 35 Jahre nach ihrem Zusammenleben, als er sie als Drogensüchtige wieder trifft.

Interview: Marius Schären



Von Filmregisseur und Produzent Peter Luisi läuft seit Januar «Prinzessin» in den Kinos. Foto: Getty Images

Christoph Biedermann



Mutmacher

«Ali sieht plötzlich viel jünger aus»

«In den letzten Monaten konnte ich miterleben, wie ein Mensch regelrecht aufblüht. Ali ist 2015 aus Syrien in die Schweiz geflüchtet. Er war damals 21, sah aber aus wie Mitte 40. Seit er acht Jahre alt ist, hat er immer gearbeitet, in Syrien war er Eisenleger auf dem Bau. Hier litt er schwer darunter, fern von der Heimat zu sein und keine Arbeit zu haben. Erst fand er einige Jobs im Fast-Food-Bereich, wo er manchmal 14 Stunden am Stück zu einem minimalen Lohn arbeiten musste. Als er wieder mal arbeitslos war,

empfahl ich ihm, sich auf einem Bio-Hof in der Region zu melden. Tatsächlich konnte er dort einige Tage schnuppern gehen, und vor vier Monaten bekam er eine Anstellung im Gemüselieferdienst. Seine Arbeitgeber sind begeistert von ihm. Ich treffe ihn manchmal zufällig. Zu sehen, wie ein Mensch so glücklich wird, freut mich ungemein. Und das erlebe ich immer wieder, wenn jemand eine Arbeit findet, die zu ihm passt und ihn erfüllt. Ali sieht nun plötzlich viele Jahre jünger aus.» Aufgezeichnet: aho

Ruth Anner, 70, ist pensionierte Berufsberaterin in Wettingen und unterstützt Geflüchtete auf ihrem Weg ins Berufsleben. [reformiert.info/mutmacher](https://www.reformiert.info/mutmacher)